

Krieg und Frieden in Afrika.

Perspektiven des Friedens für einen geschundenen Kontinent - Eine Hoffnung für eine friedliche Zukunft liegt im regionalen Krisenmanagement - Forderung nach Marshal-Plan für Afrika.

Von Pater Wolfgang Schonecke, Weißer Vater

Für die meisten Europäer ist Afrika der Kontinent der Kriege und Katastrophen. Die Medien zeigen Bilder von Kindersoldaten und hungernden Menschen. Tourismusbranche ergänzt das Afrikabild bestenfalls mit Fotos aus exotischen Tierparks. Über die positiven Entwicklungen in Afrika wird wenig berichtet. Kriege und Katastrophen sind eine traurige Wirklichkeit Afrikas. Allein der Kongokrieg hat über 3 Millionen Menschenleben gekostet. Verglichen damit sind die Opfer des internationalen Terrorismus eine kleine Zahl. Aber der Kongokrieg interessiert kaum, auch deshalb, weil es zu viele andere Kriegsschauplätze auf dem Kontinent gibt. Noch vor drei Jahren sprach man von 14 Kriegen und bewaffneten Konflikten, vom Krieg der algerischen Islamisten gegen ihre eigene Bevölkerung bis zum 20-jährigen Bürgerkrieg in Angola.

Gründe für Kriege

Die Frage stellt sich, warum gerade in Afrika sich so viele Konflikte in den letzten Jahrzehnten entzündet haben. Die Gründe dafür sind vielfältig. Die internationale Politik während des kalten Krieges bescherte Afrika mehrere ideologische "Stellvertreterkriege". Die erste und die zweite Welt konnten sich keine direkte Konfrontation erlauben, da sowohl die Westmächte wie auch der Ostblock Atomwaffen besaßen. Also bekriegte man sich auf Kosten anderer und auf fremdem Terrain in der Dritten Welt. Russland und Amerika haben seinerzeit die ideologischen Kriege in Äthiopien, Angola und Mosambik mit enormen Mengen von Waffen unterstützt.

Diese Bestände sind auch heute noch schwere Hypothek, da sie von einem zum nächsten Kriegsschauplatz weiter wandern. Moderne Kleinwaffen halten Jahrzehnte lang.

Wer in Afrika gelebt hat, weiß, wie stark ethnische Loyalitäten sind. Der Kolonialismus hinterließ in Afrika mehr oder weniger demokratische Strukturen, ohne aber eine demokratische Kultur geschaffen zu haben. Die meisten Staaten Afrikas verwandelten sich sehr schnell in Einparteienregime oder Militärdiktaturen. Wer auch immer an die Macht kam, privilegierte eigene Sippe unter Ausschluss anderer ethnischer Gruppen. Die einzige Möglichkeit, sich seinen Teil vom Kuchen zu holen, war die Gewalt. Es folgten Jahre unzähliger Militärputsche und vieler Bürgerkriege. Machtwechsel lösten die Probleme nicht, da kaum ein Regime bereit war, eine gerechte Ressourcenverteilung unter allen Bevölkerungsgruppen anzugehen. Das tragischste Beispiel ethnischer Konflikte war der Invasionskrieg von Tussi-Flüchtlings, die mit Gewalt ihr Recht auf Leben in ihrer Heimat einklagten, aber damit einen ethnischen Völkermord provozierten. Im heutigen Ruanda sind die ehemals Ausgeschlossenen die neue Privilegiertenschicht, die ihrerseits die andere Ethnie von Macht und Ressourcen ausschließt. Ethnisches Denken in Afrika hält einen Zyklus der Gewalt im Gange.

Afrika zieht Kriege an, weil es reich an Bodenschätzen ist, die für Industrienationen wichtig sind und an denen man viel Geld verdienen kann. Gleichzeitig finanzieren die Gewinne eine Endlose Weiterführung der Kriege. Im Angolakrieg finanzierte sich die Regierung durch Erdöl, die UNITA-Rebellen mit Diamanten. Der klassische Wirtschaftskrieg spielt sich derzeit in Kongo ab. Fast alle Nachbarn sind im ersten afrikanischen Weltkrieg involviert, Gold-, Diamanten- und Coltanvorkommen sowie die Tropenwälder auszuplündern, wie mehrere UN-Berichte reichhaltig belegen. Das allerdings keinen Einfluss auf die deutsche Außen- und Entwicklungspolitik gehabt, die weiterhin Steuergelder als Entwicklungshilfe an die Plünderer zahlt.

Auf der Berliner Konferenz 1884 teilten die Kolonialmächte Afrika unter sich auf, indem sie mit dem Lineal künstliche Grenzen quer durch alle ethnischen und historischen Realitäten zogen. Eine Reihe von Kriegen wollen die Grenzen neu ziehen. Der kurze, aber verlustreiche Krieg zwischen Äthiopien und Eritrea wurde über Grenzsteine ausgetragen. Das kleine überbevölkerte Ruanda versucht mit allen Mitteln, Teile des Ostkongo zwar nicht offiziell, aber de facto zu annektieren. Wie Europa nach einem Dreißigjährigen Krieg

nationale und religiöse Grenzen zog, wird die jetzige kriegerische Epoche in den meisten Fällen zu einer Konsolidierung der Kolonialgrenzen führen.

Man muss bei afrikanischen Konflikten nicht sehr tief graben, um auf die aktive Präsenz ausländischer Akteure zu treffen. Dabei sind oft mehrere Akteure im Spiel. Einmal verteidigen die europäischen Exkolonialmächte immer noch heftig ihre traditionellen Interessensbereiche, während Amerika langfristige Sicherheits- und Wirtschaftsinteressen verfolgt.

Chancen für Frieden

Während Kriege und Konflikte attraktive Schlagzeilen liefern, lässt sich Frieden medial schlecht verkaufen. So sind sich die meisten Menschen in Europa kaum bewusst, dass die Epoche der Kriege abflaut. Es laufen seit geraumer Zeit mehrere schwierige und langwierige Friedensverhandlungen. Manche davon sind abgeschlossen, andere geben Hoffnung. Eine Reihe von Ländern hat nach langen Bürgerkriegen einen oft fragilen Frieden zu Stande gebracht. Mosambik und Angola im südlichen Afrika gehören dazu, wie auch Sierra Leone und – immer noch gefährdet – Liberia in Westafrika. Gegen alle Erwartungen hat der Kongo alle Kriegsparteien in einer sehr wackligen Regierung vereint, während die Kämpfe noch laufen. Die Konfliktparteien des längsten afrikanischen Kriegs in Sudan haben unter int. Druck in monatelangen Verhandlungen große Fortschritte erzielt. Auch die somalischen Kriegssclans sitzen in Nairobi am Verhandlungstisch. Der Fall der Berliner Mauer zerstörte die Grundlagen der ideologischen Kriege und erweckte zugleich demokratische Sehnsüchte und die Zuversicht, dass Diktaturen von innen her abgebrochen werden können. Die Überwindung des Apartheidregimes in Südafrika 1994 war ein Fanal für den Kontinent und in den folgenden Jahren konnten sich semi-demokratische Systeme in vielen Ländern etablieren. Allerdings droht immer stärker die Gefahr eines neuen ideologischen, diesmal islamistischen Gewaltimports nach Afrika. In dem Maße wie die Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus durch die Konfrontation zwischen Islamismus und Neo-Liberalismus ersetzt wird, wird Afrika wiederum Schlachtfeld auswärtiger Interessen eines religiösen Totalitarismus verschiedenster Prägung und westlicher Sicherheitsinteressen.

Am Ende des 30-jährigen Krieges war Europa so erschöpft, dass alle Kriegsparteien bereit waren, einer neuer stabilen Struktur zuzustimmen. Ein ähnliches Phänomen ist in Afrika erkennbar. Dort wo Bürgerkriege eine ganze Generation aufgerieben haben und eine rein militärische Lösung der Konflikte unmöglich erscheint – wie in Angola oder im Sudan – wächst die Bereitschaft, dauerhafte politische Lösungen durch Verhandlungen ins Auge zu nehmen. Anscheinend muss bei uns Menschen der Leidensdruck sehr hoch sein, bevor wir zum Umdenken fähig werden. In der Unfähigkeit der westlichen Länder, eine gerechtere Weltwirtschaftsordnung auszudenken, zeugt von ähnlicher Blindheit. Eine der positiven Entwicklungen der letzten Jahre ist ein wachsender Wille einiger afrikanischer Führungspersönlichkeiten, den politischen und wirtschaftlichen Niedergang Afrikas zu stoppen. Diese Vision einer afrikanischen Renaissance fand im NEPAD- New Partnership for African Development- Dokument seinen Ausdruck. Darin wird auch der Wille kundgetan, dass Afrikaner nicht nur ihre Eigenverantwortung für die Entwicklung des Kontinents übernehmen müssen, sondern auch drangehen müssen, ihre Konflikte untereinander zu lösen. Trotz aller Kritik des Dokuments und vieler struktureller Schwächen, haben die Afrikaner angefangen, sich im Krisenmanagement zu engagieren. Was der Westen für den Frieden in Afrika tun kann, ist einmal Kriegsparteien durch politischen Druck an den Verhandlungstisch zu bringen, wie das im Fall Sudan ist. Wichtiger noch ist eine aktive Unterstützung beim Wiederaufbau. Am Ende jeden Krieges in Sierra Leone, Liberia und Angola engagierten sich die Salesianer, ehemaligen Kindersoldaten und Straßenkindern durch Berufsbildung eine Reintegration in die Gesellschaft zu ermöglichen. Ähnliche Programme sind überall nötig. Wenn auch nur ein Bruchteil der Summen, die in den Irakkrieg und die Terrorismusbekämpfung fließen, in ein Marshalprogramm für afrikanische Nachkriegsstaaten investiert würde, könnte der Kontinent endlich einer friedlichen Entwicklung entgegensehen.